

**Predigt**  
**für Misericordias Domini (So. 18.04.21)**  
zu Joh 10,11-15.27-30

*Liebe Gemeindeglieder!*

*Der heutige Online-Gottesdienst kommt aus der Kirche St. Moritz in Oberdiebach.  
Der Predigt liegt das Sonntagsevangelium aus Joh10,11-15.27-30 zugrunde:*

Jesus sagt: „Ich bin der gute Hirte. Ein guter Hirte ist bereit, für seine Schafe zu sterben. Einer, dem die Schafe nicht selbst gehören, ist kein richtiger Hirte. Darum lässt er sie im Stich, wenn er den Wolf kommen sieht, und läuft davon. Dann stürzt sich der Wolf auf die Schafe und jagt die Herde auseinander. Wer die Schafe nur gegen Lohn hütet, läuft davon; denn die Schafe sind ihm gleichgültig. Ich bin der gute Hirte. Ich kenne meine Schafe und sie kennen mich, so wie der Vater mich kennt und ich ihn kenne. Ich bin bereit, für sie zu sterben. Meine Schafe hören auf mich. Ich kenne sie und sie folgen mir. Ich gebe ihnen das ewige Leben und sie werden niemals umkommen. Niemand kann sie mir aus den Händen reißen, weil niemand sie aus den Händen meines Vaters reißen kann. Er schützt die, die er mir gegeben hat; denn er ist mächtiger als alle. Der Vater und ich sind untrennbar eins.“

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde! Man kann die Pfade, auf denen wir aktuell unterwegs sind, durchaus als „raue Wege“ bezeichnen. Von solchen haben wir gerade gesungen: „Führst Du uns durch raue Wege, gib uns auch die nöt'ge Pflege.“ Lange war Corona weit weg. Die Pandemie existierte in den Nachrichten, in Infektionszahlen, in Ministerpräsidentenkonferenzen, Corona-Maßnahmen und endlosen Diskussionen darüber. Jetzt ist das Virus in unserer Gemeinde angekommen. Mit Macht. Unsere KiTa hier in Oberdiebach ist zu, Kinder und Mitarbeiterinnen sind in Quarantäne. In mehreren Dörfern sind Menschen an Corona erkrankt oder sitzen zuhause fest, weil sie zu Erkrankten Kontakt hatten. Bis hinein in die Verwaltung unserer Kirchengemeinde. Und dann gibt es ja auch noch die, bei denen Corona trotz der aktuellen Situation vollkommen in den Hintergrund gerückt ist, weil der Tod eines lieben Menschen für sie alles auf den Kopf gestellt hat.

So oder so - da bekommt das Bild vom „guten Hirten“ Kratzer. Irgendwie meint man ja doch, dass das mit einem guten Hirten nicht passieren dürfte. Dass Gott, wenn Er denn der gute, der liebe Gott ist, sowas gar nicht zulassen dürfte. Manchmal ist es schwer, sich einzuklinken in die alt vertrauten Worte aus Ps 23 und zu sehen, dass da nicht steht: „Ich werde nicht wandern im finstern Tal...“, sondern: „...und ob ich schon wanderte im finstern Tal...“. Also: selbst dann „...fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir!“ Das Unangenehme an unseren dunklen Tälern ist, - abgesehen davon, dass sie dunkel sind -, dass wir nicht wissen, wann wir rauskommen und wo wir rauskommen. Dass wir uns im Blick auf die anhaltende Ausnahmesituation der Pandemie wie im Blick auf die Ausnahmesituation persönlicher Trauer permanent fragen: „Herr, wie lange? Was hast Du mit mir vor? Wo werde ich stehen, wenn ich aus dem Gröbsten raus bin? Wer werde ich sein, wenn das vorbei ist?“ Im Moment leben wir mit vielen offenen Fragen. Und das ist anstrengend.

Und dann dieses Bild vom guten Hirten - fremd und vertraut zugleich. Fremd, insofern umherziehende Schäfer mit ihren Herden nicht mehr unbedingt zum alltäglichen Anblick gehören. Trotzdem irgendwie vertraut, weil das Bild des Hirten mit seinem Stab in der Hand eins der populärsten Bilder ist, die die Bibel in diese Welt gebracht hat. Noch heute hängt es über manchem Bett. Was mag so ein Schaf denken, wenn der Hirte die Herde von der grünen Aue wegtreibt rein in das karge jüdische Bergland, über Stock und vor allem über Stein, rein in eine düstere Schlucht, wo kaum ein Weg zu erkennen ist und sich nichts mehr findet, was Leib, Seele und Geist nährt? Ich weiß nicht, was ein Schaf zu denken im Stande ist. Dafür

kenne ich die Leistungsfähigkeit des schäflichen Gehirns zu wenig. Ich weiß aber, was Menschen denken. Und ich weiß, dass wir an einem Punkt dem Schaf ähnlich sind. Nämlich darin, dass wir froh sind, wenn jemand da ist, wenn's uns mies geht. Wenn wir Angst haben und wenn wir keinen Weg mehr sehen.

So sehr wir uns das wünschen - Gott begegnet uns in den schwierigen Phasen unseres Lebens nicht unbedingt als der Starke, der Omnipotente, der mal eben von oben eingreift und mit einem Handstreich das, was uns belastet, wegfegt. Gott bewahrt uns nicht vor den dunklen Tälern. Aber Er geht mit uns hindurch. Jesus hat das Bild vom guten Hirten auf sich bezogen und gesagt: „Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.“ Mit anderen Worten: „Egal, was kommt: Ich bin da! Ich lasse Euch nicht im Stich!“ Das qualifiziert Jesus als den guten Hirten: Dass Er nicht kneift. Dass Er sich nicht aus dem Staub macht, wenn es hart auf hart kommt. Den echten Hirten, sagt Jesus, erkennt man daran, dass er seine Schäfchen bis auf' s Blut verteidigt. Dass er - wenn's sein muss - den Kampf mit dem bösen Wolf aufnimmt. Ein Kampf auf Leben und Tod, den das Schaf, wenn es sich selbst überlassen ist, nur verlieren kann. Für Jesus ist Seine Rolle als Hirte mehr als ein Job, den man an den Nagel hängen kann, wenn es einem zu unbequem wird. Ihm ist das Hemd nicht näher als die Jacke.

Jesus kennt die Innenperspektive unserer Täler. Der Gekreuzigte weiß, wie sich das anfühlt. Wie schrecklich das ist, wenn sich alles gegen einen stellt, wenn plötzlich alle Sicherheiten wegbrechen und man dem Tod ins Auge blickt. Er hat ihm nicht nur ins Auge gesehen. Er hat sich ihm gestellt. Damit wir in keinem Tal unseres Lebens von Gott und der Welt verlassen sind. Auch nicht im Tal des Todes. Wir müssen das nicht schön finden, dass Gott uns schmerzvolle Erfahrungen nicht einfach erspart. Aber wenn Jesus an unserer Seite bleibt - bis ins Letzte -, und wenn Gott und Jesus eins sind, wie Jesus gesagt hat, dann gibt es keinen Ort mehr auf dieser Welt, keinen Zustand, wo Gott nicht bei uns wäre.

Und dann ist da noch was. Dieser gute Hirte mit den Namen Jesus ist der Ausstieg aus der Ausweglosigkeit. Jesus eröffnet uns eine neue Perspektive. Eine Perspektive auf Leben, dem der Tod nichts mehr anhaben kann. Vor zwei Wochen haben wir das gefeiert. Die unbändige Liebe Gottes war durch den Tod nicht aufzuhalten. Er, der den Weg Seiner Menschen bis ins Letzte mitgegangen ist, wälzt die Steine weg, die uns den Weg versperren. Er geht nicht nur mit uns hinein in das Tal des Todes. Er geht mit uns hindurch. Und führt uns auf der anderen Seite wieder raus. Mit Seinem Sterben und Auferstehen hat Er dafür gesorgt, dass das Tal des Todes nicht die Endstation unseres Lebens ist. Er hat die Sackgassenschilder weggeräumt, hat einen Durchbruch angelegt Richtung Zukunft.

„Ich gebe ihnen das ewige Leben!“ sagt Jesus, „und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Mein Vater, der mir sie gegeben hat, ist größer als alles, und niemand kann sie aus des Vaters Hand reißen. Ich und der Vater sind eins.“ So lauten die letzten Verse unseres Predigttextes in der Lutherübersetzung von 1984. Und in diesen paar Sätzen steckt so viel drin, liebe Gemeinde: 1. Egal, wie dunkel unsere Täler sind - es gibt ein Danach. 2. Egal, wie groß unsere Not ist - Gott ist immer noch größer.

„Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie und sie folgen mir“, sagt Jesus. Darauf kommt es jetzt an, liebe Gemeinde: Dass wir uns bewusst bleiben: Er kennt uns. Auch in diesen Zeiten, wo Er uns manchmal fremd wird. Und dass wir uns auf Seine Stimme konzentrieren, die sagt: „Ich bin da!“ Und nicht den Stimmen in uns Glauben schenken, die uns was anderes erzählen wollen. Und dass wir Ihm folgen. Vertrauensvoll unsere Hände in Seine legen. Jesus gibt uns eine Perspektive. Kein dunkles Tal ist ewig. Und die Ewigkeit ist kein dunkles Tal. Und bis wir da sind, ist Er bei uns. An unserer Seite. Das ist die nötige Pflege - auch für raue Wege. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.